

sammengestellt und dann möglichst vollständig laufend über die Neuerscheinungen berichtet werden. Man muß dem Verlag und dem Herausgeber für dieses mutige Unternehmen sehr dankbar sein, war doch gerade die Aufnahme dieser osteuropäischen Titel in die Rezensionsteile der westlichen numismatischen Zeitschriften trotz aller Bemühungen mehr oder weniger zufällig.

Das vorliegende erste Heft enthält aus der Feder führender Numismatiker Beiträge für Kroatien („heutige südslavische föderative Republik Kroatien“) von Ivan Rengjeo (S. 5—9), für Polen von Anatol Gupieniec (S. 10—26), für Rumänien von Bucur Mitrea (S. 27—41), für die Tschechoslowakei von Josef Petřtyl (S. 42—65), für die Türkei von Günther Probszt (S. 66—74) und für Ungarn von Ludwig Huszár (S. 75—87).

Die Gliederung der einzelnen Artikel ist sehr unterschiedlich. Während der polnische Beitrag seine Titel nach den Zeitschriften und dann alphabetisch nach den Verfassern ordnet, sind die rumänischen und tschechoslowakischen Angaben nach Sachgruppen chronologisch zusammengestellt. Die Referate über die kroatischen, türkischen (hier werden vorwiegend die verschiedenen Arbeiten Babingers über die Goldmünzenprägung Mehmeds II. besprochen) und ungarischen Publikationen bringen zunächst einen darstellenden Text und dann als Beleg die reine Bibliographie. Die Ausführlichkeit ist gleichfalls unterschiedlich. Der polnische Beitrag berichtet bisher nur über einige Zeitschriften, der rumänische (der detaillierteste) nur über die Antike; die übrigen Referate sind jeweils in sich abgeschlossen. Auch die Titelmwiedergabe ist nicht einheitlich. Am zuverlässigsten und brauchbarsten erscheint die Angabe des Originaltitels samt der deutschen Übersetzung, wie in den rumänischen, tschechischen und ungarischen Berichten. — Hier dürfte in Zukunft vielleicht die koordinierende Hand des Redaktors stärker spürbar werden.

Dem Heft ist der erste Nachtrag zu der außerordentlich weitgespannten „Quellenkunde der Münz- und Geldgeschichte der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie“ (1954) von Günther Probszt beigelegt, die fortlaufend ergänzt werden soll.

Hamburg

Gert Hatz

Ernst Schwarz, Sprache und Siedlung in Nordostbayern. (Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft, Bd IV.) Verlag Hans Carl, Nürnberg 1960. XX, 465 S., 13 Abb., 1 Grundkt., 15 Deckbll. 8°. Gln. DM 48,50.

Der Begriff „Sprache“ bedeutet im Titel zweierlei: sprachliche Überlieferung, vor allem in Ortsnamen und Dialektgeographie, und Sprache als wesentliches schicksalhaftes Kennzeichen von Völkern, die in dem untersuchten Raum einst miteinander oder nacheinander gesiedelt haben. Unter „Nordostbayern“ versteht der Vf. hier die Regierungsbezirke Oberpfalz und Oberfranken mit Einschluß der Kreise Nürnberg, Lauf, Hersbruck, Erlangen und Fürth im Südwesten, Kötzing und Viechtach im Südosten. Gelegentliche Ausblicke nach Franken, Bayern, Österreich und Böhmen weiten das Buch fast zu einer umfassenden sprachwissenschaftlichen Siedlungsgeschichte Südostdeutschlands. Der behandelte Zeitraum beginnt mit vor- und frühgeschichtlichen Bodenfunden und Namen und endet beim Abschluß des Landesausbaues im Hochmittelalter.

In einem ersten Kapitel faßt Schwarz seine früheren Forschungen zur Völker-

wanderungszeit zusammen, wobei er die wenigen vorgermanischen Namen Nordostbayerns ausführlich behandelt und sich besonders mit der Naristenfrage beschäftigt. Einziger sicherer Hinweis auf die Herkunft dieser in Burgund bezugten germanisierten Volksgruppe bleibt die Erwähnung der Landschaft *Stadevanga* am Regen, die Sch. im altbesiedelten Chamer Becken sucht. Reste der Naristen können hier, in der übrigen Oberpfalz und im nördlichen Niederbayern sitzen geblieben sein, was Sch. aus der Überlieferung vorgermanischer Namen wie *Regen*, *Naab*, *Cham*, *Laaber* usw. schließt, ferner aus dem Fehlen bairischen Herzogsgutes um Regensburg. Die kühne Vermutung, die sog. „gestürzten Diphthonge“ des Nordostbairischen könnten auf besondere Akzentverhältnisse einer thüringisch-naristischen Restbevölkerung zurückgehen, bleibt allerdings eine unbewiesene Hypothese, die Sch. auch nur an versteckter Stelle (S. 416) ausspricht.

Das Schwergewicht der Beweisführung liegt im Bereich der Namenforschung, die wesentlich weiter zurückführt als das beweglichere und darum nur in seltenen Fällen über das Hochmittelalter zurückreichende Material der Dialektgeographie, das Sch. im wesentlichen für die Fragen der Siedlermischung und des Sprachausgleichs zwischen Ostfränkisch und Bairisch auswertet. Die Behandlung der deutschen Ortsnamen geschieht in der üblichen Weise nach Grundwörtern und Namentypen, wobei aber auch siedlungschronologisch aufschlußreiche Einzelercheinungen, wie die Stufen des Umlauts in Ortsnamen, untersucht werden. In der Frage des fränkischen Einflusses warnt Sch. mit Recht vor der neuerdings in der Landesgeschichtsforschung und z. T. auch in der Namenkunde wieder beliebten Methode, die ON auf *-heim* oder gar die ON mit festen Grundwörtern aus Siedlungsbezeichnungen überhaupt auf fränkische Staatssiedlung zurückzuführen. Wie schon in früheren Veröffentlichungen sieht er in der frühmittelalterlichen Bevölkerung Ostfrankens ein starkes vorfränkisches (thüringisch-swebisches) Substrat und hält die „Frankonisierung“ für einen mehr oberflächigen Vorgang. Auch die ON des Landesausbaues im einst slawischen Gebiet und die heutigen Mundarten erlauben keinen Schluß auf eigentlich „fränkische“ (westfränkische) Siedlung; sie seien Zeugen einer Siedelbewegung aus der unmittelbaren Nachbarschaft.

Das gewichtige 3. Kapitel „Die slawischen Ortsnamen“ verfährt etwas anders: Nicht Namenbildung und Namentypologie stehen hier im Vordergrund, sondern die Lautersatzverhältnisse bei der Übernahme slawischer Namen ins Deutsche. Diese von der Schule *Primus Lessiaks* entwickelte und von Sch. selbst in Böhmen und Mähren und von *E. Kranzmayer* in den österreichischen Alpenländern erfolgreich angewandte linguistische Methode vermag weitaus mehr über das geschichtliche Verhältnis zwischen verschiedensprachigen Völkern auszusagen als das bloße Etymologisieren von Namen zum Zwecke historischer Ethnogeographie. Dieses Kapitel ist die wertvollste Leistung des Buches, auf die auch im thematischen Rahmen dieser Zeitschrift besonders hingewiesen werden muß. Sch. ist in der Germanistik wie in der Slawistik gleichermaßen zu Hause, ist also nicht von einseitiger fachlicher Sicht beeinflusst. Auch sachlich gelingt es ihm, mit nüchternem Urteil einen mittleren Kurs zu steuern zwischen Germanomanie und Slawomanie, die in der bisherigen Forschung gerade in diesem Raum oft Unheil angerichtet haben. Die von ihm am Lautersatz erkannten

Regeln intensiver Sprachbeziehungen zwischen Deutschen und Slawen, das Miteinander deutscher und slawischer Namen in den Ausbaugebieten und die zahlreichen „Mischnamen“ (slaw. PN mit dt. Grundwort) sind ihm ein Beweis für ein langdauerndes friedliches Miteinanderleben beider Volksgruppen in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Von kriegerischer Eroberung, Unterdrückung oder gar Ausrottung ist weder in den direkten Quellen noch im Namenschatz etwas zu spüren. Der Leser darf sich freilich nicht beirren lassen durch gelegentliche martialische Formulierungen wie: „Die Front seßhafter germanischer Volksteile“ (S. 176), „der frühe deutsche Einsatz“ (S. 380), „die volle Wucht des deutschen Landesausbaues“ (S. 380), „das Deutschtum ist . . . zum Siege gelangt“ (S. 386). Das sind nur ungewollte Metaphern aus der Stilnot historischen Raumdenkens, vor allem aus der Dialektgeographie; sie haben nichts mit des Vfs. Ergebnissen und Auffassungen zu tun.

Die räumlichen Verhältnisse bei der frühmittelalterlichen Slawensiedlung in Nordostbayern sind auf dem Deckblatt 13 zusammenfassend dargestellt. Hier stehen, infolge der Überlieferungslage ganz vereinsamt und rein zufällig gruppiert, die urkundlichen Belege für die Anwesenheit von Slawen. Die Zeugnisse der Namenforschung ergeben daneben ein ganz anderes Bild, das Schlüsse auf die wirtschaftliche und soziologische Lage erlaubt. Slawische Ortsnamen und slawisch-deutsche Mischnamen reichen im Norden, im Obermaingebiet, in dichter Verbreitung südwestwärts bis zu einer ungefähren Linie Coburg – Lichtenfels – Ebermannstadt – Pegnitz – Eschenbach; aber im Süden treten sie auffällig zurück hinter die Naab und den Bayerischen Wald. Vorgelagert sind diesem dichteren slawischen Siedelgebiet fast nur Namen auf *-winden* oder mit dem Zusatz *Windisch-* und Mischnamen, die alle von einer Beteiligung von Slawen am Landesausbau deutscher Grundherren bis in den Steigerwald und in die Ansbacher Gegend zeugen. Die in einem Kapitulare Karls des Großen von 806 genannten fränkisch-slawischen Handelsplätze Hallstadt, Forchheim, Premberg, Regensburg waren also nur im Norden, und auch da nur zum Teil, wirkliche Grenzorte zum slawischen Volksgebiet; im übrigen waren es nur „Etappenorte“, die nichts für die damalige deutsch-slawische Sprachgrenze aussagen können, sondern nur eine Linie fränkischer Stützpunkte darstellen, von denen aus der Handel im östlichen Grenzraum des fränkischen Reiches und in den weiteren slawischen Osten hinein überwacht worden ist. Die deutsche Siedlung ist, besonders im Naabgebiet, bereits in karolingischer Zeit weit darüber hinausgegangen, wie Sch. an Ortsnamentypen (*-wang*, *-hofen*, *-ing*, *-heim*, *-hausen*, *-feld*) und an der zeitlichen Schichtung der urkundlichen Nennungen von ON nachweist. Die Slawen können sich nicht vor der Mitte des 8. Jhs. im Obermaingebiet niedergelassen haben, da sich nach den Lautersatzverhältnissen sprachliche Berührungen zwischen Deutschen und Slawen erst nach 800 zeigen und da die altslawische Liquidenmetathese nach sorbischer Regel in diesem Gebiet vorkommt. Daß das siedlungsgünstige Gebiet unmittelbar östlich Bamberg bis Staffelstein und Lichtenfels von den Slawen zunächst gemieden worden ist, wie die Verbreitung slawischer ON beweise, sei ein Zeichen für friedliche Slawensiedlung außerhalb bereits bestehenden deutschen Siedlungsgebietes im Einvernehmen mit den fränkischen Königen. Wie in Thüringen westlich der Saale und in den Donau- und Alpenländern sei auch hier mit „Reichsslawen“ zu

rechnen, die als gleichberechtigte Einheimische genauso an den wirtschaftlichen Vorgängen beteiligt waren wie die benachbarten Ostfranken und Baiern.

Spuren germanischer Bevölkerung aus der vorlawischen Zeit kann Sch. im Obermaingebiet nicht finden. Alle Namen innerhalb des dichteren Verbreitungsgebietes slawischer Ortsnamen, für die wanderzeitliche germanische Herkunft behauptet worden ist, seien rein slawisch (z. B. *Püchitz*, *Weidnitz*, *Zwernitz* usw.) oder könnten noch in der Zeit des deutschen Landesausbaues entstanden sein. Nur im Chamer Gebiet sei mit germanischer Vorbevölkerung zu rechnen. Die neue tschechische Chodentheorie lehnt er ab. Die geringe Verbreitung slawischer Namen zwischen Bayerischem und Böhmerwald, die Kontinuität alter Flußnamen und die Zeugnisse alter bairischer Siedlung dort deuten auf einen gleichartig stillen Vorgang der Slaweneinwanderung wie am Obermain. Aber die Herkunft der Slawen in beiden Gebieten ist verschieden: Die viel zahlreicheren und weiter westwärts vorgedrunghenen *Moinwinidi* („Mainwenden“) müssen vom Nordosten, nicht von Böhmen her gekommen sein, da ihre Sprache im 8. Jh. nach der Art der Liquidenumstellung in Ortsnamen mehr dem Obersorbischen als dem Tschechischen nahegestanden habe.

Für das Aussterben der slawischen Sprache im 11. und 12. Jh. sieht Sch. einen Hinweis darin, daß slawische Lautveränderungen der zweiten Hälfte des 12. Jhs. (wie der Wandel von *g* zu *h*) keinen Niederschlag mehr in den Namen finden. Eine Schwierigkeit bei solchen Datierungen bleibt freilich immer zu bedenken: Die Lautveränderungen intakt gebliebener slawischer Sprachgemeinschaften brauchen sich aus dialektgeographischen Gründen ohnehin nicht auch gleichzeitig im längst vereinsamten Westrand des Slawengebietes ausgewirkt zu haben. Der *terminus ante quem* bleibt also unsicher. Sch. hilft sich mit einem Analogieschluß nach den Hundertsätzen erhaltenegebliebener slaw. Flurnamen im Sudetenland und kommt auf etwa die gleiche Zeit. Slawische Lehnwörter in den dt. Mundarten erwähnt er nicht. Auch wenn die Wortgeographie hier künftig noch einzelnes finden sollte, bleibt der Unterschied zu den ehemaligen Slawengebieten im Sudetenland und in Obersachsen doch beträchtlich. Die Eindeutschung hat hier um Jahrhunderte früher eingesetzt.

Das Buch enthält eine Fülle neuen Materials, neuer Ergebnisse und beachtenswerter neuer Ansichten. Viel Wesentliches davon geht leider in der kursorischen Anordnung des Textes unter. Auch ist das Namenregister nicht ganz vollständig. Mittelalterliche Namen wie *Moinwinidi*, *Radanzwinidi*, *Nabewinden*, *Winidi*, *Surbü*, *Slavi*, *Naristen* sind vom Register her nicht zugänglich. Auch alles, was aus dem Wortschatz beider Sprachen verwertet und erklärt wurde, geht leider ganz im umfangreichen Text unter. Auf der Grundkarte fehlen wichtige geographische Orientierungshilfen wie Regnitz, Naab, Steigerwald. Der Benutzer muß das Buch also wirklich ganz lesen, was ihm aber durch den flüssigen, einfachen Stil erleichtert wird.

Heidelberg

Peter von Polenz

Wilhelm Dobbek, Johann Gottfried Herders Jugendzeit in Mohrungen und

Königsberg 1744–1764. (Marburger Ostforschungen, hrsg. von Hellmuth Weiss, Bd 16.) Holzner Verlag, Würzburg 1961. 244 S., 11 Abb. Geb. DM 19,80.

Der Vf. bringt alle Voraussetzungen mit, die nötig waren, ein solches Buch zu schreiben, vom Beruf her eine in vielen Jahren erworbene genaue Kenntnis